

ELEANOR BUCHANAN
Die Meerglas-Schwestern

Ihr persönliches Leseexemplar
(nicht für den Verkauf)

Erscheinungstermin: 27.05.2026

Wir bitten Sie, Rezensionen nicht vor dem
Erscheinungstermin zu veröffentlichen.

Liebe Buchhändler*innen,
wir freuen uns auf Ihre Meinung.**

Unter
www.penguin.de/buchanan
können Sie gerne Ihren Kommentar abgeben
und das Buch mit 1 bis 5 Sternen bewerten.

**Ihre Meinung möchten wir eventuell für
Werbezwecke veröffentlichen.

Eleanor Buchanan

DIE MEERGLAS- SCHWESTERN

Roman

Deutsch von Svenja Tengs

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
»The Sea Stone Sisters« bei Headline, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2026

Copyright der Originalausgabe

© Headline Publishing Group 2026

The right of Eleanor Buchanan to be identified
as the Author of the Work has been asserted by her
in accordance with the Copyright, Designs and Patents Act 1988.

First published in 2026 by Headline Review,
an imprint of Headline Publishing Group Limited

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2026 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Angela Troni

Umschlaggestaltung und -motiv: © Johannes Wiebel | punchdesign, unter
Verwendung von Motiven von stock.adobe.com (Leonid Tit, Helen Hotson,
Marie, jjuncadella, Helen Hotson, Xenia Snowstorm, Елена Нечипоренко)

KW Herstellung: DiMo

Satz, Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-1554-7

www.blanvalet.de

Vier große Steine standen einst auf einer abgeschiedenen
schottischen Landzunge – die *Sisters of Skara*.
Der Legende nach hat ein trauernder Vater sie aufgestellt,
um seinen verschleppten Töchtern
den Weg nach Hause zu weisen.
Ein Fluch sollte all jene treffen,
die die Steine niederzureißen wagten:
Ihre Familien sollten sich ebenfalls in alle Winde
zerstreuen und nie nach Hause zurückfinden.

*Für Caroline Sheldon,
in Liebe und Dankbarkeit*

PROLOG

Skara, um 2800 v. Chr.

Da bin ich gerade noch rechtzeitig zurückgekommen, dachte er und zog das Boot an den Strand. Wenn die Sonne schien, hob sich der Sand grellweiß vom blauen Meer ab, doch an jenem Tag war das Wasser rau, dunkel und ruhelos, und die Wellen schlugen warnend ans Ufer. Schwarze Wolken türmten sich hinter den Bergen auf, und ein Donnergrollen kündigte die ersten dicken Regentropfen an. Was für ein Glück, dass er nicht auf offener See in den Sturm geraten war.

Später würde er sich an den Gedanken erinnern, dass er wirklich Glück gehabt hatte.

Er musste das Boot rasch in den Dünen festmachen, bevor der Wind stärker wurde. Schwerfällig schleifte der Kiel über den Sand, während er es, vor Anstrengung keuchend, hinaufschleppte. Normalerweise kamen seine beiden jüngsten Töchter sofort herbeigerannt. Sie quasselten, neckten und foppten sich, während die Wörter nur so aus ihnen heraussprudelten. Mit flinken Händen griffen sie nach dem Netz, nahmen die Fische mit geübten

Feuersteinschnitten aus oder halfen ihm, so wie jetzt, das Boot an Land zu ziehen.

Als er die Dünen erreichte, glich der Regen bereits einem Sturzbach, und er hatte es immer noch nicht begriffen.

Er redete sich ein, dass die beiden bei ihren Schwestern Schutz suchten. Seine Älteste war recht vernünftig, im Gegensatz zu den anderen. Mit Sicherheit hatte sie den Sturm vorausgesehen und alle angewiesen, in der Hütte zu bleiben. Seine zweitälteste Tochter, vom Gemüt her eher aufbrausend und hitzig, war bestimmt bei ihnen. Er stellte sich vor, wie sie ihm die Fische abnahmen und ihn zu seinem Platz am Feuer führten. Er würde zusehen, wie sie umtriebig umherliefen, und dem An- und Abschwellen ihrer Stimmen lauschen, während ihn ihr glucksendes Lachen im Hintergrund genauso wärmte wie der brennende Torf.

Andere Männer bemitleideten ihn, weil er keine Söhne hatte, doch das war ihm egal. Wozu brauchte er Söhne, wenn er solche Töchter hatte, alle vier sehnig und stark? Er war stolz darauf, dass sie erhobenen Hauptes durch die Welt gingen und Fremden furchtlos in die Augen sahen. Jede war auf ihre Weise eigen, aber Lachen fiel ihnen allen leicht. Sie rannten über den Sand, während ihr offenes Haar im Wind wehte, ihre Stimmen über das Seegras der Dünen getragen wurden und sich schließlich in der Heide verloren. Als sie klein waren, hatten sie gekichert, wenn er sie kitzelte, und sie liebten ihn immer noch, schlangen ihm die Arme um den Hals und pressten ihre Wangen an seine.

Endlich hatte er das Boot festgemacht und holte gerade die Fische heraus, als er aus dem Augenwinkel den Schuh bemerkte.

Ein weicher Lederschuh, an dem ein loser Riemen baumelte und aus dem das getrocknete Gras hervorquoll, mit dem seine

Töchter ihre Füße warm hielten. Achtlos weggeworfen lag er im Sand, mit Schleifspuren auf beiden Seiten.

Eine eisige Faust umschloss seinen Magen. *Ich bin keineswegs rechtzeitig zurückgekommen*, begriff er sofort. Er war zu spät, viel zu spät.

»Nein!« Dennoch rannte er los. Er warf die Fische weg und stolperte durch die stacheligen Grasbüschel die Dünen hinauf. Der Wind wehte die Namen davon, die er rief, und schleuderte sie verächtlich aufs Meer hinaus, ungehört.

Als er die Hütte erreichte, peitschte der Regen so heftig auf ihn nieder, dass ihm das Haar am Kopf klebte und die Kampfspuren wie ausradiert waren. Hilflos drehte er sich im Sturm, rief nach seinen Töchtern, seinen geliebten Mädchen mit ihrem fröhlichen Lachen und herzerwärmenden Geplapper, während der Wind erbarmungslos heulte, der Himmel von Blitzen zerrissen wurde und der Donner grollte, als wollte er seine Verzweiflung untermalen.

Die Hütte war leer. Der Torf rauchte düster vor sich hin. Auf dem Boden lag ein zerbrochener Krug. Ein Vorratsglas war umgeworfen, das darin aufbewahrte Getreide verschüttet.

»Nein, nein, nein ...« Seine Zunge fühlte sich vor Kummer und Schock so taub an, dass er nichts weiter hervorbringen konnte. »Nein, nein, nein ...«

Er hatte ihnen gesagt, sie seien hier in Sicherheit. *Endlich habt ihr ein Zuhause*, hatte er ihnen versprochen. *Dieser Ort gehört euch, ihr müsst nie wieder von hier fort.*

Warum, *warum nur*, war er nicht früher heimgekehrt? Ob sie nach ihm gerufen hatten, als man sie verschleppte? Wie hatte er bloß weiterfischen können, während seine Welt zusammenbrach? Er hätte es wissen müssen.

Ohne auf den prasselnden Regen und die Blitze zu achten, taumelte er wieder hinaus. Er reckte eine Faust in den Himmel und verfluchte die Götter, die zugelassen hatten, dass seine Töchter entführt worden waren. Außer sich vor Trauer, fiel er im Schlamm auf die Knie. Wo waren seine Mädchen jetzt? Hockten sie zusammengekauert in einem Boot, oder waren sie landeinwärts verschleppt worden? Seine Seele brüllte bei dem Gedanken, was ihnen alles zustoßen könnte. Er musste sie finden! *Sie sind stark*, versuchte er, sich zu beruhigen. Sie würden schon irgendwie nach Hause laufen, wenn sich ihnen die Gelegenheit dazu bot und er sie nicht vorher fand.

Am nächsten Morgen schlichen die Dorfbewohner beschämt über den Hügel. Der Nebel sei vom Meer schnell an Land gekrochen, wie es hin und wieder vorkam, und habe die Seewölfe mitgebracht. Erst als sich der Dunst lichtete, hatten sie die Boote bemerkt, die sich durch die Wellen kämpften und aufs offene Meer zuhielten. Sie hatten wilde Schreie gehört, seine aneinandergefesselten Töchter gesehen, doch sie hatten nichts unternommen. »Wir konnten beim besten Willen nichts tun«, erzählten sie ihm.

»Du wirst sie niemals finden«, sagten sie. »Sie werden nicht mehr nach Hause zurückkehren. Du hast sie für immer verloren.«

Er wollte nicht darauf hören. *Ich werde sie finden*, schwor er sich, *oder bei dem Versuch sterben*. Ein Zuhause hatte er ihnen versprochen, und genau das sollten sie haben, egal, ob er hier war oder nicht.

Bevor er aufbrach, stellte er vier große Steine auf, einen für jede seiner Töchter, die für immer dort stehen und seinen Mädchen den Weg zurück zur Insel weisen sollten. Aus Angst vor seiner un-

bändigen Trauer halfen die Dorfbewohner ihm beim Schleppen. Die Steine waren groß und schlank wie seine Töchter, und der Fels war mit hellen Splittern durchsetzt, die im Sonnenlicht funkelten wie Meerglas. Einen, zwei, drei, vier stellten sie sie an einer Stelle auf, von der man gut aufs Meer und die dahinterliegenden Inseln und Berge blicken konnte.

Er malte sich aus, wie seine Töchter das Ufer von einem Boot aus nach einem Erkennungszeichen absuchten, wie sie aufschrien und auf die Steine deuteten. »Seht«, würden sie rufen, »da ist endlich unser Zuhause.«

»Verflucht sei ein jeder, der sie niederreißt«, schrie er, nachdem die Steine aufgestellt waren. Die Familien derjenigen sollten zerbrechen, genau wie seine, und ihre Kinder sollten sich über die Meere verstreuen und niemals irgendwo ein Zuhause haben, solange nicht alle seine Töchter wieder hier vereint wären.

Die Dorfbewohner erhielten den Auftrag, sich in seiner Abwesenheit um die Steine zu kümmern, und als sie seine tiefe Verzweiflung bemerkten, stimmten sie aus Furcht vor den Göttern zu. »Verflucht sei ein jeder, der zulässt, dass dieser Ort verändert wird«, warnte er sie und machte eine ausschweifende Handbewegung, die alle einschloss.

Dann nahm er den gefundenen Schuh und begab sich auf die Suche nach seinen Töchtern. Zurück blieben die vier imposanten Steine, die einsam auf der Landzunge standen.

KAPITEL 1

IRIS

Skara, April 1931

Nachdem alles vorbei war und Mrs Grierson die Tassen und Unterteller mit reichlich betrübtem Klirren spülte, gingen sie zu den Steinen hinunter.

Einst hatten die vier Steine, die Four Sisters, aufrecht auf der Landzunge gestanden, doch Iris kannte sie nur liegend, in einem groben Halbkreis zum Meer hin angeordnet. Dies war ihr besonderer Ort, jener Ort, an dem die vier Blackmore-Schwwestern zusammenkamen, um zu träumen und zu planen, um sich Geheimnisse zuzuflüstern und zu schmollen, um zu lachen und herumzutoben.

Manchmal saß Iris hier auch allein mit ihrem Skizzenbuch. Dann zeichnete sie den Blick über das stachelige Seegras bis zu der weißen Sandkurve und weiter über das Meer bis zu den dahinterliegenden Inseln – eine Aussicht, die sich seit Ewigkeiten nicht verändert hatte. Oft war sie in Gedanken bei den legendären Schwwestern und stellte sich vor, wie sie auf dieselben Berge und dasselbe Meer geblickt hatten. Ob die vier diesen Platz genauso sehr geliebt hatten wie sie selbst?

Die steinerne Landzunge Rubha Clachan schmiegte sich an das äußere Ende von Skara, einer Halbinsel, die über eine Landenge mit der schottischen Westküste verbunden war. Im Westen waren in der Ferne die blauen Berge von Lewis and Harris und an einem klaren Tag North Uist zu sehen. Im Norden stürzten die gewaltigen Klippen des Festlandes ins Meer hinab, und im Süden erhob sich die nördliche Felsnadel der Isle of Skye.

Hin und wieder zeichnete Iris auch die Bucht mitsamt Dundonan Castle, das sich kühn auf der anderen Landzunge erhob und dessen antike Türme und Rondelle einen Kontrast zu dem hochmodernen Haus bildeten, das Charles Blackmore auf Rubha Clachan gebaut hatte.

Doch jetzt wollte sie Dundonan nicht betrachten.

Stattdessen hielt sie den Blick auf die Berge hinter dem Meer gerichtet. Sie liebte die Aussicht an Tagen wie diesem: Dank der frischen Brise funkelte das Meer in aufgewühlt glitzerndem Türkis, und die Berge wirkten so nah und klar, dass Iris glaubte, nur die Hand ausstrecken zu müssen, um sie berühren zu können.

Ebenso sehr mochte sie es, wenn das Wasser im Dämmerlicht ruhig, blass und milchig schimmerte, nur ab und zu von einem leichten Windhauch gekräuselt, und sich die Berge in der Ferne in sanften, subtilen Blautönen verloren. Oder wenn die Abendsonne die Hänge in Lila und Gold tauchte. Sogar dann, wenn das Wasser grau und düster toste, der Regen über die Bucht hinwegfegte wie ein zugleitender Vorhang und die Berge in Wolken gehüllt waren, nur um für einen kurzen Moment gespenstisch aus dem Nebel aufzutauchen und anschließend wieder in der Dunkelheit zu versinken.

Sie hatte die Landzunge schon in all ihren Stimmungen gezeichnet und liebte jede einzelne davon. Dies war Rubha Clachan, ihr Zuhause.

Doch sie musste von hier fort.

Der Gedanke lag schwer auf ihrer Brust.

Sie wollte nicht weg.

Aber sie musste.

Für gewöhnlich saß jede der vier Schwestern auf dem Stein, den sie als den ihren betrachtete, doch heute drängten sie sich dicht zusammen, um sich gegenseitig zu trösten. Daisy lehnte sich an Iris, und Rose hatte einen Arm um Lily gelegt, sodass die beiden älteren Schwestern die jüngeren umschlossen. Die zwölfjährige Daisy war schnell groß geworden, doch für Iris würde sie immer das Nesthäkchen bleiben. Lily, die inzwischen fünfzehn war, war immer schon aufgeweckt und klug gewesen. Iris erinnerte sich noch gut daran, als sie Rose und ihr im Alter von drei Jahren erklärt hatte, wie sie die Sandburg für die Elfen am Strand zu bauen hätten.

Und dann gab es noch Rose. Iris konnte sich nicht an eine Zeit ohne ihre Schwester erinnern. Die beiden waren nur fünfzehn Monate auseinander, sie hätten glatt Zwillinge sein können, wenn sie charakterlich nicht so unterschiedlich gewesen wären. Iris war inzwischen zwanzig, Rose noch neunzehn. *Sie sollte die Älteste sein*, dachte Iris oft. Rose war intelligent und mutig, erkundungsfreudig und risikobereit, während Iris ähnlich sanft wie ihre Mutter war, und um einiges vorsichtiger.

Rose sprang auf, unfähig, still sitzen zu bleiben. »Es muss noch eine andere Möglichkeit geben«, sagte sie und ging vor den Steinen auf und ab.

»Ich wüsste keine.« Iris drehte den Ring an ihrem Finger, in Gedanken bei dem Versprechen, das sie ihrer Mutter gegeben hatte. *Ich werde ihn finden. Ich werde dafür sorgen, dass wir zusammenbleiben. Es wird uns gut gehen.*

»Aber ... Ceylon! Das ist unendlich weit weg«, sagte Lily. »Du wirst es hassen, Iris.«

Mit Sicherheit würde sie das. Beim Gedanken an Ceylon schauderte es sie. Für Rose mochte die Vorstellung aufregend sein, für Iris hingegen beschwor sie Bilder von Fremdheit und Schlangen, von Hitze und dichten Dschungeln herauf. Denn der einzige Ort, an dem sie je hatte sein wollen, war hier auf Skara, mit dem Meer, dem Himmel und dem sanften schottischen Licht. *Hier sind meine Wurzeln*, dachte Iris. Sogar der Stein, auf dem sie saß, schien zustimmend zu summen. *Hier* war ihr Platz.

Der Ring an ihrer Hand fühlte sich irgendwie unangenehm an, was Iris sich nicht erklären konnte. Sie hatte ihrer Mutter versprochen, ihn niemals abzulegen, doch er rief in ihr ein ungutes Gefühl hervor. Es musste mit dem Gewicht an ihrem Finger, mit der Kälte des blauen Schimmers zusammenhängen.

Jede von ihnen besaß einen Ring. Sie waren aus vier kostbaren blauen Steinen hergestellt, jeder einzigartig und alle perfekt aufeinander abgestimmt. Ein schimmernder Opal, ein leuchtender Mondstein, ein geheimnisvoller Topas und ein glitzernder Saphir. Ihr Vater hatte sie einst, als sie nach Rubha Clachan gezogen waren, mit funkelnden Diamanten versetzen und eine Kette für ihre Mutter daraus anfertigen lassen. Damals war Iris acht Jahre alt und Daisy noch ein Baby gewesen.

»Einen Stein für jede unserer schönen Töchter, mein Liebling«, hatte Charles gebrummt und die Kette um Amelias Hals gelegt.

Vielleicht hatte nicht mehr dahintergesteckt, doch schon damals hatte Iris vermutet, dass es sich nicht nur um ein Geschenk, sondern zugleich um ein Versöhnungsangebot handelte.

Sie erinnerte sich, wie stolz ihr Vater sie durch das Haus geführt hatte, das er für seine geliebte Frau gebaut hatte. »Mit modernstem Komfort ausgestattet«, prahlte er. Es gab elektrisches Licht und ein Telefon im Flur. Einen Kühlschrank und ein Grammophon. Schlafzimmer mit innen liegenden Bädern. Geräumige Zimmer und eine geschwungene Treppe, die auf einen breiten Absatz führte.

Doch als Charles die Tür zum Wohnzimmer mit den riesigen abgerundeten Fenstern mit Meerblick aufriss, hielt Amelia inne. Rose und Lily tollten unbedarft herum, aber Iris, die das Baby auf dem Arm hielt, hatte das scharfe Einatmen ihrer Mutter bemerkt.

»Wo sind die Four Sisters?«, fragte sie in seltsam angespanntem Ton.

»Du meinst die Steine? Sie haben die Aussicht gestört, daher habe ich sie flach hinlegen lassen. Jetzt mach dir keine Sorgen«, beeilte sich Charles zu sagen und hob beschwichtigend die Hände, als er die Miene seiner Frau sah. »Sie sind immer noch da und eignen sich perfekt als Sitzplatz an einem lauen Abend.«

»Oh Charles, was hast du nur getan?«, hauchte Amelia schwach.

»Du denkst jetzt aber nicht an diesen lächerlichen Fluch, oder?« Frustriert schnalzte er mit der Zunge. »Liebling, wir leben im Jahr neunzehnhundertneunzehn! Im zwanzigsten Jahrhundert! Lass uns bitte nach vorne blicken, statt uns mit Hokuspokus und abergläubigem Unsinn aus der Vergangenheit abzugeben. Ich habe die Steine ja nicht zerstören lassen. Sie sind immer noch an Ort und Stelle, aber sie dürfen dem Fortschritt nicht im Weg stehen.«

Kurz darauf hatte er die Kette anfertigen lassen. »Für dich, meine Liebste. Um den Start in unser neues Leben hier zu feiern. Gefällt sie dir?«, fragte er erwartungsvoll, als Amelia die flache Schachtel öffnete.

»Sie ist wunderschön«, antwortete sie folgsam.

Damals hatte Iris die bestürzte Miene ihrer Mutter nicht deuten können. Ihrem Empfinden nach hatten sie in dem Haus auf Rubha Clachan endlich ein richtiges Zuhause gefunden, einen glücklichen Ort mit viel Platz und Licht. Es gab jede Menge Bedienstete, die liebevoll die Augen über Charles Blackmores moderne Innovationen verdrehten. Iris und ihre Schwestern bekamen jeweils ein Pony und Partykleider und später neue Hüte. In jedem Raum hatte es Blumen gegeben, ebenso ein weißes Klavier im Wohnzimmer, Tanzmusik aus dem Grammophon, Champagner, Gelächter und ein Kaminfeuer in der Bibliothek an kalten Winterabenden.

Jetzt zeichneten sich kahle Stellen an den Wänden ab, dort, wo einst kostbare Gemälde gehangen hatten. Der Garten war verwildert, das Silberbesteck nicht poliert. Einzig die Griersons taten noch ihren Dienst, aus Liebe zu Amelia, ohne auch nur auf die Hilfe eines Zimmermädchens zählen zu können. Charles' geliebter Bugatti rostete in der Garage vor sich hin.

Amelia hatte vier Steine aus der Kette herauslösen und sie zu Ringen für ihre Töchter umarbeiten lassen, damit eine jede ihn zur Erinnerung an sie tragen konnte.

Vielleicht auch, um zu verhindern, dass Charles die Kette verkaufte oder verspielte. Auch wenn Amelia ihm bis zum Ende treu ergeben gewesen war und nie ein schlechtes Wort über ihn verloren hatte, hielt Iris dies für den wahren Grund.

Daisy, die Jüngste, trug den Saphir, Lily den Mondstein. Rose hatte Amelia den Topas geschenkt und Iris den Opal mit den schimmernden blauen Tiefen in einer schlichten Goldfassung.

Während Iris nun den Ring an ihrem Finger drehte, dachte sie an die Traurigkeit im Lächeln ihrer Mutter zurück. Und an den seltsamen Ruck, als Amelia ihr den Ring in die Handfläche drückte und die Finger darum schloss. »Für dich, liebste Iris.«

Iris erkannte den Stein sofort, als sie die Hand öffnete. »Aber Mummy, deine wunderschöne Kette ...«

»Ich habe nun keine Verwendung mehr dafür, mein Kind, und ich wollte, dass ihr alle etwas von mir bei euch habt. Deine Schwestern bekommen ihre eigenen Ringe, dieser hier ist allein für dich.« Amelias Lächeln wirkte gequält. »Der Opal hat mich immer an dich erinnert, so klar und schlicht auf den ersten Blick, bei näherem Hinsehen jedoch unglaublich farbenfroh und interessant. Bitte trag ihn, dann begleitet dich, meine Liebe, wohin du auch gehst.«

»Ich werde nirgendwo hingehen.« Iris hatte einen Knoten im Hals beim Sprechen, und sie legte die Stirn auf das Bett ihrer Mutter, damit Amelia ihre Tränen nicht bemerkte. »Ich werde dich nicht verlassen.«

»Du musst, mein liebes Kind. Ich werde sterben.« Amelia strich Iris übers Haar. »Ich wünschte, ich müsste dich nicht darum bitten, aber du musst Ralph suchen und auf deine Schwestern aufpassen. Ich weiß, du willst nicht von hier weg, aber ich habe Angst, dass dein Vater ...« Sie stockte, ihre Stimme verblasste.

Iris schluckte ihren Kummer herunter und hob den Kopf. Sie wollte nicht, dass ihre Mutter es aussprach. »Mach dir keine Gedanken um Papa. Ich werde Onkel Ralph finden«, versprach sie

und schob den Ring über ihren Finger. Sie ignorierte das Kribbeln, das sich anfühlte wie eine Warnung. Stattdessen schaffte sie es, zaghaft zu lächeln. »Ich werde ihn immer tragen und an dich denken, Mummy. Immer.«

Nun war ihre sanfte Mutter nicht mehr unter ihnen. Erst am Morgen hatten sie Amelia an einem trostlosen Hang begraben – der letzte und schlimmste Verlust von vielen in den letzten zwei Jahren.

Der Börsencrash war lediglich der Anfang gewesen. Ein zu spät eingereichtes Patent, ein Konkurrenzunternehmen, das Charles den Triumph vor der Nase wegschnappte. Insolvenz und ein Gerichtsverfahren.

»So ein Pech«, sagte Charles, während sich die Verluste von einem Rinnsal in eine Sturzflut verwandelten.

»Verdammtes Pech«, als er den letzten Rest seines Vermögens verwettete und sich anschließend Geld lieh, um weiterzuspielen.

»Ich bin eben ein Pechvogel«, sagte er, als er die Whiskyflasche leerte und sich den Arzt für seine sterbende Frau nicht mehr leisten konnte.

Vielleicht hatte er wirklich Pech gehabt, doch Iris erinnerte sich an ein belauschtes Gespräch zwischen der alten Nessa und Mrs Grierson. Die Stimme der Greisin hatte vor Wut gezittert.

Er hat die Steine niedergerissen. Dafür wird er büßen.

Daisy sprach, als hätte sie Iris' Gedanken gelesen: »Das ist allein Dads Schuld! Hätte er die Steine nicht umwerfen lassen, dann würde er jetzt nicht trinken, Mummy wäre noch am Leben, und Ian und du ...« Sie unterbrach sich, als Iris zusammenfuhr. »Du müsstest nicht nach Ceylon oder sonst wohin«, fügte sie hinzu.

»Ach, Daisy, du weißt doch, dass das reiner Aberglaube ist«, brachte Iris hervor.

»Ach ja?« Daisy reckte das Kinn. Ihre Augen glänzten feucht, und Iris wusste, dass sie sich zusammenriss, um nicht zu weinen. »Schon komisch, dass alles genau so kommt, wie in der Legende beschrieben.«

»Ich fand es schon immer ungerecht, dass der Fluch ausgerechnet uns treffen soll«, warf Lily ein. »Warum sollten wir wegen etwas leiden, das Papa ohne unsere Zustimmung getan hat?«

Iris atmete tief durch. Sie waren alle aufgewühlt. »Selbst *wenn* wir an den Fluch glauben würden, was wir nicht tun, besagt er, dass unsere gesamte Familie in alle Welt zerstreut wird«, sagte sie. »Aber ich bin die Einzige, die geht. Ihr bleibt alle hier, bis ich zurückkehren werde, von Zerstreuen kann also keine Rede sein.« Sie rang sich ein beruhigendes Lächeln ab.

Daisy schob ihre Hand in die von Iris. »Ich will nicht, dass du gehst«, sagte sie mit zitternder Stimme. »Ich will nicht ohne Mummy und dich sein.«

»Das weiß ich doch, Süße«, sagte Iris. »Ich will hier auch nicht weg, aber ich muss Onkel Ralph suchen. Das habe ich Mummy versprochen. Danach komme ich sofort heim.«

»Können wir nicht alle mitkommen?«, fragte Lily, die den Kopf von Roses Schulter hob. Sie streckte die Hand mit dem Mondsteinring aus, der blau im Tageslicht funkelte. »Mummy hat uns die Ringe gegeben, damit wir immer zusammen sein können, wie die Steine in der Kette. Wenn du jetzt ohne uns gehst ... fühlt sich das falsch an.«

»Ich wünschte, wir könnten uns alle zusammen auf den Weg machen, aber das können wir uns nicht leisten. Ich kann mich

glücklich schätzen, dass Lady Carsington sich eine Begleitperson wünscht und mir die Überfahrt bezahlt, ansonsten würde ich gar nicht bis nach Ceylon kommen.«

»Warum braucht sie denn Begleitung?« Rose, wie immer praktisch und unabhängig, konnte der ganzen Idee nichts abgewinnen. »Wie schwer kann es sein, auf einem Schiff herumzusitzen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Iris. »Anscheinend ist sie die Freundin einer Freundin von Lady Malcom.« Sie achtete darauf, dass ihre Stimme neutral klang, als sie über Ians Mutter sprach, die auf der Beerdigung ihrem Blick ausgewichen war, aber sonst alles in ihrer Macht Stehende getan hatte, um ihnen zu helfen. »Ich vermute, sie ist eine ältere Dame und benötigt jemanden, der mit den Gepäckträgern verhandelt oder ihr Gesellschaft leistet.«

»Ich wette, sie ist ein Ungeheuer«, sagte Rose. »Bestimmt wird sie dich den ganzen Tag herumscheuchen. Ich wünschte, du müsstest das nicht tun, Iris.«

»Was bleibt mir denn anderes übrig?«, erwiderte Iris ungeduldig. Rose verstand es zwar, doch sie waren alle noch völlig aufgewühlt von der Beerdigung, und Iris wollte nicht gemein zu ihrer Schwester sein. »Ich kann mir den Fahrschein nicht leisten, und wir müssen irgendwie Kontakt zu Onkel Ralph aufnehmen.«

»Vielleicht können wir sie fragen, ob sie uns alle mitnehmen will«, schlug Lily vor und lockerte damit die angespannte Stimmung auf. »Ich würde Bézique mit ihr spielen, Rose würde Landausflüge organisieren, außerdem könnte sie Daisys Wange tätscheln und ihr sagen, was für ein süßes Kind sie ist.«

»Damit ich mich nur noch um die Gepäckträger kümmern muss?«, sagte Iris und lächelte Lily dankbar an. »Das wäre sicher

lustig. Nur leider glaube ich nicht, dass Lady Carsington für uns alle die Überfahrt bezahlen wird. Abgesehen davon müsst ihr hierbleiben und Rose mit Papa helfen.«

Der Gedanke an ihren Vater und den Moment, als er am Morgen schwankend vor dem Grab gestanden hatte, brach ihr das Herz. Sie hatten ihn über alles geliebt, als sie klein waren.

»Mein Gott, ihr seid die hübscheste Mädchenbande, die ich je gesehen habe«, hatte Charles immer gerufen und die Arme ausgebreitet, wenn er nach Hause kam, laut und polternd und voller Begeisterung für irgendein neues Projekt. Er hatte sie hochgehoben und herumgewirbelt, bis sie kreischten und kicherten. Iris konnte sich noch an den kratzigen Tweed an ihrer Wange, den beruhigenden Geruch von Tabak und das Gefühl blinden Vertrauens erinnern.

Vertrauen konnte sie ihm nicht mehr. Dafür war es längst zu spät. Inzwischen war ihr geliebter Vater ein Problem, das es zu lösen galt.

Mit dieser Aufgabe hatte sie Rose betraut. Die Zweitälteste war immer Charles' Lieblingskind gewesen. Sie besaß jenes ungestüme Selbstvertrauen, das Iris fehlte. Lily war scharfsinnig und klug und Daisy bezaubernd, doch Rose würde am besten mit ihm zurechtkommen. Iris hatte bereits den restlichen Schmuck ihrer Mutter und die hochwertigeren Gemälde versteckt.

»Verkauf, was du verkaufen musst, um Mrs Grierson und die Haushaltskosten zu bezahlen«, hatte sie gesagt, als sie Rose den Schlüssel aushändigte. »Und versuch, es vor Papa geheim zu halten. Wenn er herausfindet, dass Geld übrig ist ...«

»Wird er es verspielen«, hatte Rose geantwortet. »Ich weiß. Ich werde vorsichtig sein.«

»Ich will nicht, dass du gehst«, sagte Daisy wieder. »Ich ertrage es nicht!«

»Es ist ja nicht für immer«, sagte Iris. Als sie merkte, dass Daisys Mund zuckte, zog sie ihre kleine Schwester an sich und warf Lily einen mahnenden Blick zu, damit sie keine spitze Bemerkung über Daisys Hang zur Übertreibung fallen ließ. Doch an diesem Tag presste Lily die Lippen fest zusammen und sagte kein Sterbenswort.

»Ich komme zurück, so schnell ich kann. Alle Welt reist nach Ceylon, ständig«, fuhr Iris fort, in dem Versuch, sich selbst ebenso wie ihren Schwestern Mut zuzusprechen. »Ich muss nur Onkel Ralph finden, dann wird alles gut.«

KAPITEL 2

»Was, wenn er uns nicht hilft?«, fragte Lily. »Tante Edith meinte, er sei ein Taugenichts, und das ist vermutlich noch harmlos ausgedrückt, behaupte ich jetzt mal«, fügte die Fünfzehnjährige mit dem Blick einer Erwachsenen hinzu.

»Er wird uns nicht im Stich lassen«, sagte Iris mit fester Stimme. »Immerhin geht es um Ehrenschnlden. Mummy hat ihm die Summe vor Jahren geliehen, damit er die Teeplantage kaufen konnte.«

Bevor das gesamte Geld weg gewesen war.

»Laut ihr hat er versprochen, es zurückzuzahlen, und selbst wenn er das nicht kann, wird er anderweitig für uns sorgen.«

»Er hat auf keinen einzigen ihrer Briefe geantwortet«, merkte Lily an.

Darüber hatte Iris sich auch schon gewundert. »Das hat sicher nichts weiter zu bedeuten«, sagte sie mit gespielter Zuversicht. »Mummy hat behauptet, dass er noch nie gut darin war, Kontakt zu halten, obwohl die beiden sich näher waren als die anderen Geschwister. Er war als Kind wohl ein echter Satansbraten, aber so

liebenswert, dass er mit allem durchkam. Auf mich hat er immer egoistisch und verwöhnt gewirkt, aber im Grunde seines Herzens ist er ... ein echter Gentleman. Er wird zu seinem Wort stehen.«

Sie hoffte es.

»Bis dahin müssen wir Tante Edith in Schach halten«, sagte Rose. »Ständig heckt sie irgendwelche Pläne aus und will uns auf die Verwandtschaft aufteilen. Dass sie selbst eine von uns bei sich aufnimmt, hat sie allerdings nicht angeboten.«

»Ich will ohnehin nicht bei ihr wohnen«, warf Lily ein. »Sie ist eine Nervensäge und herrisch dazu!«

»Lily«, mahnte Iris mit tadelndem Blick.

»Ist doch so!«

»Sie meint es nur gut«, sagte Iris und musste an ein Gespräch mit der unverblühten Schwester ihrer Mutter denken.

»Wirklich eine schlimme Sache.« Tante Edith in ihrem stattlichen schwarzen Astrachanpelzmantel und mit Hut hatte den Kopf darüber geschüttelt, dass kaum einer von den Gästen nach der Beerdigung mit nach Hause gekommen war. »Die arme Amelia hätte wahrlich eine schönere Abschiedsfeier verdient.«

Nachdem sie anmutig eine Tasse Tee von der verweinten Mrs Grierson angenommen hatte, drehte sie sich wieder zu Iris. »Erst ist Charles mit seinen Millionen, dem modernen Haus mit samt den Annehmlichkeiten und seinen neumodischen Ideen der Größte, und von einem Moment auf den anderen ist das gesamte Geld futsch, Amelia unter der Erde und dein Vater, seinem Zustand nach zu urteilen, ein Säufer.«

Sie warf einen missbilligenden Blick auf Charles Blackmore, der wankend in der Ecke stand und ein Glas Whisky umklammerte.

»Wir haben sie gewarnt«, erinnerte sie sich seufzend. »Aber sie wollte unbedingt deinen Vater heiraten. Wenn man bedenkt, dass sie sich als junges Mädchen kaum getraut hat, den Mund aufzumachen, konnte Amelia ganz schön willensstark sein, wenn sie etwas wollte. Sie drohte damit, durchzubrennen, wenn man ihr die Heirat mit Charles nicht erlaubte. Ich dachte, unser Vater bekäme einen Herzinfarkt.« Sie schüttelte erneut den Kopf und wandte sich wieder Iris zu. »Wahrscheinlich müsst ihr die Hochzeit jetzt verschieben, oder?«

Iris hatte auf diesen Moment gewartet, dennoch kostete es sie große Mühe, ihre Gesichtszüge zu entspannen und ein Lächeln aufzusetzen.

»Ach, hast du es noch gar nicht gehört? Es wird keine Hochzeit geben«, sagte sie leichthin.

»Wie bitte? Ich dachte, der junge Malcolm und du wart euch einig?« Tante Edith zog die Augenbrauen hoch und kniff sie zusammen. »Er hat kalte Füße bekommen, nicht wahr? Dieser Schuft. Es ist gewiss nicht deine Schuld, dass dieser Dummkopf von deinem Vater sein Vermögen verspielt hat.«

Die Tasse zitterte mitsamt der Untertasse in ihrer Hand, während es Iris die Kehle zuschnürte. *Fang jetzt bloß nicht an zu weinen. Fang jetzt bloß nicht an zu weinen.* »Wir ...« Ihre Stimme war schrill und brüchig, und sie hustete, um sie tiefer klingen zu lassen. »Wir waren uns einig, dass es nicht passt«, brachte sie hervor.

Tante Edith schnaubte. »Bestimmt hat es ihm nicht gepasst, eine mittellose Frau zu heiraten. Das überrascht mich jetzt kein bisschen. Dein Vater gehört ... wie soll ich sagen ... nicht gerade zur Oberschicht. Vermutlich haben die Malcolms großzügig darüber hinweggesehen, solange er mit seinen Millionen um sich

warf, aber jetzt liegen die Dinge anders. Meine offenen Worte machen dir sicher nichts aus, wie ich dich kenne.«

Und ob sie mir etwas ausmachen, dachte Iris aufbrausend. Wieso bedeutete Offenheit eigentlich immer, Dinge zu sagen, die das Gegenüber verletzten?

Rose oder Lily hätten ihr wahrscheinlich widersprochen und sich anhören dürfen, wie unhöflich sie seien. Daisy hätte Tante Edith mit einem tränenfeuchten Blick aus ihren großen blauen Augen eine Entschuldigung abgerungen, weil sie sie zum Weinen gebracht hatte. Doch Iris als Älteste war die Verantwortungsbewusste, die immer alles regelte und in Ordnung brachte, also sagte sie nichts.

Tante Edith redete ohnehin einfach weiter. »Es tut mir wirklich leid, Iris, aber was geschehen ist, ist geschehen.« Sie blickte sich im Wohnzimmer um, das seiner besten Gemälde beraubt war, aber immer noch jenen herrlichen Blick auf die Bucht bot. »Was habt ihr jetzt vor? So könnt ihr doch nicht weitermachen.«

Warum soll ich das entscheiden? Wieso bin immer ich diejenige, die alles wieder geradebiegt? Natürlich sagte sie das auch nicht.

»Ich weiß.« Iris schluckte, um ihre Stimme zu festigen. »Deshalb reise ich ja nach Ceylon und suche Onkel Ralph.«

»Ralph!«, hatte Tante Edith mit dem geballten Spott einer älteren Schwester wiederholt. »Der hatte doch noch nie einen Penny in der Tasche. Auf den würde ich mich an deiner Stelle nicht verlassen.«

Doch es gab niemanden sonst, an den Iris sich wenden konnte. Amelia war felsenfest davon überzeugt gewesen, dass ihr jüngerer Bruder den Mädchen helfen würde, und Iris hatte ihr versprochen, ihn ausfindig zu machen.

Jetzt zwang sie sich, ihre Schwestern beruhigend anzulächeln. »Ich weiß, Tante Edith kann anstrengend sein, aber wenigstens ist sie hier und will nur das Beste für uns. Ich habe ihr gesagt, dass sie euch unter keinen Umständen trennen darf. Ich werde nicht lange weg sein. Ich komme ganz bald zurück.«

Nur was dann?, fragte Iris sich später, als Rose mit Lily und Daisy hineinging und sie endlich allein war. Sie blieb so lange sitzen, bis die Sonne hinter den Bergen versank und der Himmel in hellem Apricot leuchtete. Um ihre Brust wand sich eine eiserne Schlinge, immer fester und fester, bis sie kaum noch atmen konnte.

Hätte ihr Vater doch nur diese dumme Investition nicht getätigt! Er war immer so clever gewesen. Wieso hatte er so einen furchtbaren Fehler begangen? Iris verstand es einfach nicht.

Wäre Amelia doch nur nicht krank geworden! Hätten sie sich doch nur einen Arzt leisten können!

Hätte Lord Malcolm doch nur vor all den Jahren nicht den Rest seines Vermögens verspielt! Dann hätte Ian keine reiche Frau gebraucht.

Doch dann hätte Charles nie das Land auf Rubha Clachan vom Dundonan-Anwesen gekauft. Sie hätte die Jahre mit Ian nicht erlebt, in denen sie geritten, gesegelt oder in den Hügeln gewandert waren.

Unsere Mütter waren Schulfreundinnen, wir wären uns vielleicht trotzdem begegnet, dachte Iris, aber es wäre nicht dasselbe gewesen. Sie hatte Ian von dem Moment an geliebt, als er ihr beibrachte, wie man Steine über die Wasseroberfläche hüpfen ließ, wenn das Meer still zwischen den Bergen lag und schaumig an die Küste schwappte. Sie war zehn gewesen, er ein Jahr älter. Seitdem hatten sie alles zusammen gemacht. *Ian-und-Iris* wurden sie von allen ge-

nannt, oder *die beiden Is*. *Wo sind die Is?*, fragten die Leute immer. *Was machen die Is gerade?*

Iris blickte über die Bucht zum Schloss, das auf der gegenüberliegenden Landzunge emporragte. Sie hatte nie daran gezweifelt, dass Ian und sie eines Tages heiraten würden. Sie hatten noch nicht einmal darüber gesprochen, sondern es einfach als selbstverständlich betrachtet. Sie liebten einander, keine alberne Schwärmerie, sondern aufrichtig, unerschütterlich. Sie kannten einander. Wenn sie getrennt waren, fühlte sich alles ein bisschen an wie aus der Spur geraten, aber sobald sie sich wieder an den Händen fassten, rastete die Welt ein, und alles hatte seine Richtigkeit.

Doch dann hatten sie die große Rezession miterlebt, ebenso das katastrophale Scheitern ihres Vaters bei mehr als einem Untergehen. Mit seinem schwindenden Vermögen veränderte er sich ebenfalls. Ihr einst überschwänglicher Vater war erst übelläunig und dann griesgrämig geworden. Die Liebe zu seiner Frau und seinen Töchtern schwand angesichts seines Verlangens, seiner Gier nach Whisky.

Iris und Ian machten sich Sorgen. »Wir sollten bald heiraten«, sagte Ian. »Lass uns einfach durchbrennen und heiraten, dann könnt ihr alle nach Dundonan ziehen und dort leben. Ist doch egal, wenn wir kein Geld haben. Wir kommen schon zurecht.«

Ja, hätte Iris am liebsten geantwortet. *Ja, lass uns auf der Stelle heiraten*. »Ich kann nicht«, sagte sie stattdessen. »Noch nicht. Mummy geht es so schlecht, und jemand muss sich um die Mädchen kümmern. Außerdem bin ich erst zwanzig. Das werden sie uns nie erlauben.«

Eines Tages, kurz vor Amelias Tod, lud Ians Mutter Iris zum Tee ein. Iris liebte Dundonan. Das Haus ihres Vaters auf Rubha

Clachan mit seinen klaren Kanten und hellen Räumen war beeindruckend, aber das genaue Gegenteil von Dundonan, das aus dem dreizehnten Jahrhundert stammte und überwiegend aus Rondellen, Türmen, steinernen Zinnen, verwinkelten Gängen und ungeraden Stufen bestand. Im Inneren war das Schloss urgemütlich. Es gab einen traditionellen Salon mit schweren roten Samtvorhängen, die an Winterabenden die Kälte draußen hielten, sowie einen Rittersaal mit düsteren Ahnenporträts und Hirschköpfen.

Am meisten mochte Iris Lady Malcolms sonniges Wohnzimmer auf der Rückseite des Schlosses. Die Fenster gingen auf den wunderschönen Garten hinaus, der zum Schutz vor dem Seewind ummauert war. Iris hatte gedacht, dass diese Räume eines Tages ihr gehören würden. Das Licht dort eignete sich perfekt zum Malen. Oft hatte sie sich vorgestellt, wie sie von ihrer Staffelei aufblicken würde, um ihren kerngesunden Kindern beim Spielen im Garten zuzusehen, oder wie sie Ian anlächeln würde, wenn er hereinkam, um ihr einen Kuss auf den Scheitel zu geben.

Isobel Malcolm und Amelia waren zusammen in Edinburgh zur Schule gegangen. Amelia hatte sich in Rubha Clachan verliebt, als sie vor ihrer Hochzeit zu Besuch in Dundonan war, und über die Jahre hinweg hatten die beiden Freundinnen das Liebesverhältnis zwischen ihren Kindern wohlwollend verfolgt. Daher eilte Iris, als sie die Einladung erhielt, erwartungsvoll zum Schloss. Lady Malcolm wusste gewiss, was zu tun war. Sie war eine ebenso praktische wie liebenswürdige Frau.

»Ist Ian nicht da?«, fragte Iris überrascht, nachdem sie ins Wohnzimmer geführt worden war und Lady Malcolm auf die Wange geküsst hatte.

»Nein, ich fand, wir beide sollten uns mal unter vier Augen unterhalten.« Etwas am Lächeln von Ians Mutter war merkwürdig, und obwohl sie den Kuss warmherzig erwidert hatte, vermied sie es, Iris direkt in die Augen zu sehen.

»Lass uns eine Tasse Tee zusammen trinken«, sagte sie fröhlich und drückte die Klingel. »Wie geht es deiner Mutter?«

»Nicht gut.« Bei der Erinnerung an ihre größte Sorge biss sich Iris auf die Unterlippe. »Ich würde gerne einen Arzt rufen, doch Papa sagt, das können wir uns nicht leisten.«

»Oje, meine Liebe, das ist schwer.« Isobel seufzte. »Ich weiß nur zu gut, was es heißt, sparen zu müssen. Deine arme Mutter. Es ist mehr als bedauerlich, dass sich die Geschäfte deines Vaters derart zum Schlechten gewendet haben.«

Rastlos lief sie im Zimmer auf und ab, bis Iris sich allmählich unwohl fühlte. »Ist irgendwas?«, fragte sie schließlich.

»Also ... Ah, da kommt der Tee!« Isobel wirkte erleichtert beim Anblick des Hausmädchens. »Danke, Elspeth. Stell das Tablett einfach auf den Tisch. Ich schenke den Tee selbst ein.«

»Wie Sie wünschen, Milady.«

Iris lächelte das Hausmädchen an, doch Elspeth warf ihr nur einen misstrauischen Blick zu. Sie war aus Acheravie, und seit die Steine nicht mehr standen, weigerten sich die Dorfbewohner, auf Rubha Clachan zu arbeiten. Sämtliche Bediensteten der Blackmores waren vom Festland herübergekommen, angelockt von den hervorragenden Gehältern, die Charles ihnen geboten hatte. Natürlich waren sie längst fort.

Der Tee wurde eingeschenkt, Milch und Zucker wurden angeboten, und sie tranken in betretener Stille, bis Isobel ihre Tasse mit einer entschlossenen Geste abstellte.

»Ich wollte dir mitteilen, dass wir vorhaben, ein paar junge Leute aus London einzuladen.«

Iris nickte langsam, nicht sicher, wohin das Gespräch führen würde.

»Wir hätten das schon viel früher tun sollen«, fuhr Isobel fort. »Ich weiß, wie eng Ian und du befreundet seid, doch es tut ihm nicht gut, in einem derart begrenzten Milieu zu verkehren.«

Ein leichtes Zittern erfasste Iris' Magengrube.

»Du bist eine vernünftige junge Frau und wirst mir sicher zustimmen.« Isobel machte eine erwartungsvolle Pause, doch Iris konnte nur ihre Teetasse umklammern und bemerken, wie sich das Zittern in ihr ausbreitete.

Isobel schluckte. »Die aktuelle Situation deines Vaters hat die Dinge für uns verändert. Die bittere Wahrheit ist, wir können es uns nicht leisten, Dundonan zu halten, es sei denn, Ian geht bei der Wahl seiner Braut praktisch vor. Ich weiß, wie sehr ihr euch mögt, aber ... eine offizielle Verlobung hat es nie gegeben, oder?«

»Nein.« Iris bewegte kaum die Lippen.

»Ich schätze mich sehr glücklich, dass Ian von diesem wahrlich scheußlichen Krieg verschont geblieben ist, und so gerne wir tun würden, als wäre nun alles besser, dem ist einfach nicht so.« Unruhig spielte Isobel mit ihren Perlen. »Bei den Ausgaben heutzutage geht uns allmählich das Geld aus. Du ahnst ja nicht, wie viel es kostet, ein Schloss wie dieses instand zu halten ...« Sie verstummte und sah ihren Gast unglücklich an.

Iris hatte das überaus seltsame Gefühl, sich selbst zu beobachten. Das Zittern in ihrem Inneren war zu einem Erdbeben angewachsen, dennoch gelang es ihr, die Teetasse einigermaßen ruhig abzustellen.

»Ihr wollt, dass Ian eine reiche Frau heiratet.«

»Das klingt sehr hartherzig, ich weiß, aber James droht damit, alles zu veräußern. Du weißt, wie sehr Ian Dundonan liebt. Was soll nur aus ihm werden, wenn wir es verkaufen? Wohin soll er dann gehen?« Isobels Stimme zitterte vor Verzweiflung. »Kannst du ihn dir in Edinburgh vorstellen?«

Nein, das konnte Iris nicht. Ian gehörte hierhin, in die Berge, ans Meer.

»Wir hatten gehofft, dein Vater würde sein Vermögen zurückgewinnen, dann wären wir jetzt alle glücklich«, sagte Isobel. »Aber dazu wird es wohl nicht kommen. Wir müssen das Leben so nehmen, wie es ist, statt es uns anders zu wünschen. Uns Frauen fällt diese Aufgabe zu, Iris, das wirst du noch am eigenen Leib erfahren. Sieh dir nur mal deinen Vater an, der seinen Kummer im Alkohol ertränkt, oder James, der wilde Drohungen ausstößt, die er nicht wahr machen kann, anstatt einzusehen, dass es nur eine Lösung gibt. Ian muss reich heiraten.«

Iris atmete tief durch und gleich darauf ein zweites Mal. Sie bemühte sich um eine feste Stimme. »Möchtest du, dass ich mit Ian rede?«

»Ja bitte.« Isobels Lippen bebten. »Du bist so ein liebes Mädchen, Iris. Es tut mir schrecklich leid. Ich wünschte, es wäre anders.«

»Ich auch«, sagte Iris leise, als sie sich erhob.

Ian tobte vor Wut und wollte nicht zulassen, dass sie die Verlobung löste. Entweder sie oder keine, beteuerte er, doch Lord Malcolm reagierte wie viele schwache Männer, wenn sie unter Druck stehen, und stellte sich stur. Er drohte, seine Ankündigung in die Tat umzusetzen.

»Du darfst nicht zulassen, dass er Dundonan verkauft, Ian«, sagte Iris. »Stell dir doch nur mal ein Leben fernab von Skara vor. Denk ernsthaft darüber nach.«

Iris liebte Skara, aber Ian war ein Teil davon. Seit Generationen waren die Malcolms in den hiesigen Hügeln gewandert, aufs Meer hinausgefahren und hatten das Land verteidigt. Dundonan bildete die Kett- und Ian die Schussfäden, verwoben zu einem elastischen Stoff. Iris hatte mitangesehen, wie er am Schuljahresende bei seiner Rückkehr das Gesicht in den Wind gehalten und geschluckt hatte, als könnte er nur hier richtig durchatmen. Er hatte sich geweigert, ein Studium zu beginnen.

»Ich möchte nichts weiter, als hier mit dir leben«, sagte er zu Iris.

Sie bemerkte das Flackern in seinem Blick, als sie ihn zwang, sich ein Leben an einem anderen Ort vorzustellen.

»Ich kann sehr wohl von hier weg«, sagte er mit zusammenge-bissenen Zähnen. »Wir können auch woanders glücklich sein. Es muss nicht Dundonan sein. Mein Vater kann es sich offenbar auch vorstellen, von hier wegzuziehen«, fügte er bitter hinzu. »Es ist ihm egal, solange er seine Existenz verspielen kann.«

»Du bist nicht dein Vater«, sagte Iris sanft. »Ich weiß nicht, ob ich es ertragen könnte, dich an einem anderen Ort zu erleben, Ian. Es ginge dir hundeelend und mir genauso. Stell dir nur mal vor, was dann mit Dundonan und all den Menschen passiert, die hier arbeiten«, fügte sie hinzu. »Stell dir vor, das Schloss würde an jemanden verkauft, dem es nicht so wichtig ist wie dir. Jemand, der irgendwelche Wände einreißt, alles modernisiert und einen Tennisplatz in den Garten baut.«

Jemand wie ihr Vater.

Iris bemerkte, wie Ian bei dem Gedanken zuckte.

»Sie könnten den Bediensteten kündigen und fremde Leute herholen oder ... keine Ahnung ... aus dem Schloss ein Hotel oder etwas ähnlich Schreckliches machen.«

»Hör auf«, sagte Ian, »allein den Gedanken ertrage ich nicht.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Und deshalb solltest du eine Frau heiraten, die Geld nach Dundonan bringt. Dieser Tatsache musst du dich stellen.«

»Aber ich liebe dich, Iris!«, schrie Ian. »Ich brauche dich.«

»Und ich liebe dich«, sagte sie, »aber du brauchst Dundonan mehr als mich. Wir können befreundet bleiben, mehr nicht. Das muss uns reichen.«

Doch es reichte nie und nimmer. Viel zu schwer war es, mit ihm zusammen zu sein, ohne ihn küssen oder den Kopf an seine Schulter lehnen zu dürfen. Viel zu schwer, vor Sehnsucht zu vergehen.

»Ich kann das nicht«, sagte Ian verzweifelt.

»Ich weiß«, erwiderte Iris. »Meine Mutter liegt im Sterben«, sagte sie schließlich. »Bitte komm nicht vorbei, und schreib mir auch nicht. Wenn wir uns zufällig bei einem Spaziergang begegnen, drehe ich einfach um und laufe in die andere Richtung.«

Ian war am Morgen auf Amelias Beerdigung gewesen. Iris hatte am Grab gestanden und die Hände ihrer Schwestern fest umklammert, Lily auf der einen und Daisy auf der anderen Seite. Sie hatte Ians Blick auf sich gespürt, ihn aber nicht ansehen können. Sonst hätte sie sich ihm in die Arme geworfen und ihn angefleht, sie festzuhalten, sie nie wieder loszulassen. Stattdessen hatte sie Lilys und Daisys Hände so fest gedrückt, dass es ihnen

bestimmt wehgetan hatte. Keine von beiden hatte auch nur einen Ton gesagt.

Der Wind war inzwischen abgeflaut, und Iris hörte das Seufzen des Meeres, das gegen die Küste schlug und wie ihr eigenes klang. Nie und nimmer hätte ihr Vater die Steine niederreißen dürfen.

Dafür wird er büßen, hatte Nessa gesagt. *Doch Charles büßt keineswegs dafür*, ließ Iris den bitteren Gedanken zu, *sondern ich*.

In letzter Zeit hatte es so viele Abschiede gegeben. Ihr geliebtes altes Pony Blossom. Die Bediensteten, die einer nach dem anderen gegangen waren. Ihre Nanny, Mrs Griersons schärfste Rivalin, die unter Tränen nach Edinburgh zurückgekehrt war.

Ian.

Ihre Mutter.

Und jetzt musste sie sich auch noch von ihren Schwestern verabschieden.

Iris hatte das Gefühl, als würde ihre Brust in sich zusammenfallen, doch sie zwang sich, die Schultern zu straffen und das Kinn zu heben. Sie erinnerte sich an die Worte von Lady Malcolm: *Wir müssen das Leben so nehmen, wie es ist, statt es uns anders zu wünschen*.

Sie musste ihren Onkel ausfindig machen, um ihre Schwestern unterstützen zu können. Mehr gab es dazu nicht zu sagen.

Iris legte die Hände flach auf den Stein unter ihr, um sich zu erden. Er war beinahe warm, geradezu prickelnd. Hier war sie sicher, ein Teil des Steins, ein Teil der Landschaft.

Am liebsten wäre sie für immer dort sitzen geblieben und hätte die Berge betrachtet, während das Licht am Himmel verblasste, doch sie zwang sich, aufzustehen und ihren Rock glattzustreichen.

Tief holte sie Luft und sog den Duft der Heide ein, der sich mit der Seeluft vermischte. Nach einem letzten Blick auf ihren Stein drehte sie sich um und ging zum Haus zurück. Sie musste packen, für ihre Reise nach Ceylon.

KAPITEL 3

Roz

Ridgewell, Südaustralien, Gegenwart

Ein Schmetterling flatterte verzweifelt gegen die Fensterscheibe. Roz umschloss ihn sanft mit beiden Händen und trug ihn zur Verandatür. Sie spürte das hektische Schlagen seiner Flügel auf der Haut, als sie in die Hitze hinaustrat und die Hände öffnete. Zufrieden beobachtete sie, wie er, orangefarben schimmernd, ins Sonnenlicht flog.

Für einen Moment blieb sie im Schatten der Veranda stehen. Wenn sie die Augen zusammenkniff, kam es ihr vor, als betrachte sie ein abstraktes Gemälde mit graugrünen Blöcken, gebrochenen Schatten und gelben Klecksen im Zitronenbaum. Früher war hier Bougainvillea über den hinteren Zaun geklettert, dazu jede Menge Schmucklilien und im Schatten Strauchrosen, die ihr Vater in Erinnerung an seine englische Heimat liebevoll gepflegt hatte.

Doch Richard hatte die Bougainvillea als zu unordentlich empfunden. Sie waren zurückgeschnitten worden, und John Chattons Rosen hatte man ausgegraben und entsorgt.

Denk nicht an ihn, sagte sich Roz. Es ist vorbei.